

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 29 (1925-1926)
Heft: 6

Artikel: Das Konrädchen
Autor: Bock, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666586>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



13. Blick auf Niederzell. Bodenseestimmung.

fann seine zwanzig Personen aufnehmen. Auf diese Weise wird der Anschluß an die meisten Büge nach Konstanz wie nach Radolfzell-Singen hergestellt. Nur zehn Minuten dauert die Überfahrt, und doch wie viel Köstliches vermag sie uns zu bieten. Steht die Sonne hoch, dringen ihre Strahlen tief in die Flut, so daß der Grund grüngoldig leuchtet; der sanfte Wellenschlag hat dort seine Linien im Sande nachgebildet und magisch senden sie den Widerschein des Tagesgestirns in dein entzücktes Auge. Eilig fliehen Fische über den hellen Grund, und

nur, wo durch Wasserpflanzen die Färbung dunkler ist, ziehen sie ruhesam ihre Bahn. Unwiderstehlich fast ist dieser Zauber des Lichts in der stillen Flut. Jetzt winken schon die hellen Häuser von Allensbach, die grünen Matten, der herbstlich bunte Wald und die dunkeln Tannen auf dem höher sich hinziehenden Berggrücken. Den Blick rückwärts wendend überblickst du zum Abschied noch einmal in ihrer ganzen Ausdehnung die Reichenau, die glückliche Insel, auf der nie Waffen getragen werden durften, ein Symbol des Friedens ohnegleichen.

Das Konrädi.

Novelle von Alfred Böck.

Zuerst hatte Dine, die Magd, ihr Konrädi, der Frau Reiber am Heggraben in Pflege gegeben. Die behielt es volle vier Jahre und schüttelte es dann mit den Worten ab: „Das Konrädi hat einen Magen wie ein Strumpf und ist mir das Dach vom Haus. Für die paar Buben Kostgeld, Dine, nee!“ Darauf hatte sich die Frau Semmler in der Siebenhäusergasse bereit erklärt, das Kind zu nehmen. Doch führte sie bald Klage, das Konrädi träume laut und sei ein wahrer Napoleonsgeist. Sie wolle ihre Ruhe haben. Sie ließ durchblicken, es sei ihr am liebsten, wenn die Dine den Rauschebeutel sonstwo unterbringe.

Die Dine wurde blaß und rot. Um ihren Mund legte sich ein harter Zug. Das Konrädi sah arg verwahrlost aus. Schauten sie sein altes Gesichtchen an, krampfte sich ihr Herz zusammen. Der Bub brauchte eine bessere Wartung. Sie war arm wie das Äckermännchen. Was sollte sie tun?

Ihre Gedanken flogen Jahre zurück. Sie war jüngst achtzehn geworden und hatte einen guten Dienst in der Stadt. Eines Sonntags auf dem Weg nach dem Kettlersberg lernte sie den Andreas Fenchel kennen, der in der Lampenfabrik schaffte. Er war ein hübscher Mensch und fromm. „Am Jüngsten Tag“,

ging seine Rede, „wird offenbar, wer hienieden ein treuer Pilger war!“ Zweimal in der Woche trafen sie sich, natürlich auch am Sonntag. Er war schrecklich vernärrt in sie, und sie half ihm aus seiner Not. „Was ein ehrlicher Kerl ist,“ sagte er, „der verläßt sein Mädičen nicht!“ Als das Konrädičen geboren wurde, war er längst über alle Berge. Sie war um ihren guten Dienst gekommen, hatte Pech über Pech und mußte öfters ihre Stellung wechseln.

Die Inspektorin Blauberg, bei der sie jetzt diente, hatte der Teufel am Seil. Der Frau kam kein Mensch vor die Nase, den sie nicht für einen ausgemachten Spitzbuben hielt. Ihr ständiges Mißtrauen war unerträglich. Vielenorts hatte sie Geld auf Zinsen stehen. Mit ihren größeren Einkünften wuchs ihr Geiz. Lieber biß sie sich einen Finger ab, als daß sie ihrem Dienstmädičen einen guten Bissen gönn̄te. Das Essen war so färglich, daß die Dine manchmal hinüber zur Waschfrau Becher ging, bei der ihren Hunger zu stillen. Es war ein erbärmlich Leben. Und dazu die quälende Sorge um das Kind. In ihrer Kammer weinte sie sich aus. Der Kummer machte sie alt vor der Zeit. Gestern hatte die Nachbarin Becher erzählt, in der Fürstenstraße wohnten Professorsleute. Die suchten ein Mädičen. Sie hatten keine Kinder. Wo die Armut dünne Suppen kochte, übten sie reiche Mildtätigkeit, taten in der Stille viel Gutes. Vor zwei Jahren hatten sie ein Mädičen in Dienst genommen, das hatte im Gefängnis gesessen, wurde wieder ordentlich und kriegte einen braven Mann.

Gab's denn wirklich so gute Menschen? Ja, schon, aber man mußte sie mit der Lasterne suchen. Gi du liebes Gottchen, schoß es der Dine durch den Kopf, wenn sie in die Fürstenstraße ging, sich der Herrschaft vorstellte und von der Leber weg schwäzte: „Ich will den Dienst bei Ihnen annehmen, aber ich mag mich von meinem Kind nicht mehr trennen. Wenn ich das Konrädičen mitbringen darf, will ich Ihnen eine treue Dienerin sein!“ Versuchen konnte sie's immerhin. Geriet's nicht, war's keine Schande.

Gedacht, getan. Sie zog ihren besten Staat an, wanderte in die Fürstenstraße und trug den Professorsleuten ihr Anliegen vor.

Der Herr Professor stand erst wie eine Salzsäule da. Dann lief er in der Stube herum und brummelte vor sich hin.

Die Frau Professor aber sprach: „Wir wollen das Kind sehen!“

Da führte ihnen die Dine das Konrädičen zu.

„Wie alt bist du?“ fragte die Frau Professor.

„Fünf!“ versetzte das Wuschelchen.

„Was hast du denn schon gelernt?“ fragte die Frau Professor weiter.

„Bin, ham, Beuercher,

Wo Riff' sind, sind auch Väuercher!“ fuhr's dem Konrädičen heraus.

Die Frau Professor lachte. „Sonst hast du nichts gelernt?“

„Nee!“ machte das Konrädičen und lachte auch.

„Wir wollen's uns überlegen“, richtete die Frau Professor an die Dine das Wort.

Wenige Tage darauf erhielt diese Bescheid, sie könne auf Michaeli mit dem Konrädičen kommen.

Sie hatte es gut getroffen. Die Arbeit war nicht schwer. Überdies schaffte sie gern, sie mochte ihre Röcke nicht platterig sitzen. Es gab reichliches Essen. Und worüber sie Freudentränen vergoß: des Bübchens Heiobettchen stand neben dem ihren.

Die Zeit flitzte hin. Merkwürdig, wie das Kind gedieh. Es war nicht mehr mit der Hölle gefahren, ging auf wie eine Kräpfel. In dem Kleidchen, das ihm die Frau Professor schenkte, sah es schier vornehm aus. Die Dine schlug die Hände zusammen. Gi du liebes Gottchen, wie sich ein Kind so verändern konnte!

Endes die Magd mit ihrer Arbeitsader sich das Lob ihrer Herrschaft verdiente, nahm sich die Frau Professor des Konrädičens an. Sie lehrte es, seinen Eigenwillen ihrem verständigeren Willen unterzuordnen und leitete seinen Tätigkeitstrieb. Allerlei leimte in dem Büblein auf, was auf gute Anlagen schließen ließ: es zeigte sich wie ein frisches Pflänzchen, das in neuem Boden kräftig Wurzeln schlug. Für musikalische Eindrücke besaß es eine große Empfänglichkeit. Spielte der Herr Professor Klavier, rückte das Konrädičen sein Schemelchen heran und hörte andachtsvoll zu.

„Das Kerlchen entwickelt sich prächtig“, schmunzelte der Herr Professor. „Nun kommt's darauf an, was da emporquillt, zu läutern und zu erweitern!“

Im Hochsommer war's, daß die Frau Professor sagte, die Kammer der Dine sei zu eng,

als daß zwei Menschen bei der Hitze darin schlafen könnten. Des Jungen Bettchen ward darauf in das große, luftige Schlafzimmer der Herrin gebracht, wo ihm gar mollig zumute war. Ein paar Wochen später aß das Konrädcchen nicht mehr bei seiner Mutter in der Küche, sondern bei den Professorsleuten im Speisezimmer.

Die Dine sah ihr blaues Wunder, wie sich der Bub daran gewöhnte, nicht mehr hörbar die Suppe zu schlürfen, nicht mehr die Speisen gierig hinunterzuschlucken, wie er mit Unstand bei Tisch saß. Auch sonst verrieten Haltung, Blick und Gebärden des Jungen, daß er in einer andren Umgebung war.

Die Dine, in einer wunderlich zwiespältigen Stimmung, war einerseits froh, daß ihrem Konrädcchen von ihrer Herrschaft soviel Gutes widerfuhr, andernteils fühlte sie schmerhaft und bang, wie das Kind ihr mählich entfremdet wurde.

Eines Tags hob die Frau Professor an: „Dine, das Konrädcchen soll nun bald in die Schule kommen. Mein Mann hat an die Vorschule des Gymnasiums gedacht. Wir haben den Bub liebgewonnen. Wär's Ihnen recht, wenn wir ihn an Kindes Statt nähmen?“

Da richtete sich die Dine hoch auf und rief, an ihrer Schürze zerrend: „Frau Professor, ich dank' Ihnen von ganzem Herzen für alles, was Sie an dem Konrädcchen tun. Aber's ist mein Kind, und ich geb's nicht her!“

Die Waschfrau Becher hatte ihren Mann verloren. Die Dine ging hin und sprach ihr Beileid aus. In der Stube saß des Verstorbenen Brudersohn, ein baumlanger Mensch mit nüßbraunem Haar und dunklen tiefliegenden Augen. Er war Monteur in der Gasfabrik. An der Dine schien er Gefallen zu finden. Er verwandte kein Auge von ihr und begleitete sie nach Hause. Sein Direktor, erzählte er, sei ihm gewogen, er verdiene ein schönes Stück Geld. Er sei das Alleinsein müde und gedenke sich einen Hausstand zu gründen.

Von nun an gingen sie zusammen. Seiner Begehrlichkeit setzte sie eine ruhige Zurückhaltung entgegen. Das schürte sein Feuer, und er fragte, ob sie seine Frau werden wolle. An das Konrädcchen stöste er sich nicht.

Die Dine sagte nicht ja und nicht nein. Erst solle er ihr Bübchen kennenlernen.

In der Stadt wurde ein Volksfest gefeiert. Böllerabschüsse, Festredner und Festjungfrauen.

Auf dem Festplatz nahm der Monteur die Dine in Empfang, die sich mit ihrem Jungen eingefunden hatte.

„Gi du liebes Gottchen, was für ein Menschenpiel!“ rief sie ein wenig schwindlig und wandte sich an das Konrädcchen: „Gib dem Onkel die Hand!“

Das Konrädcchen blickte den Gasemann mit großen Augen an und trat dann unwillkürlich zurück.

„Gib dem Herrn die Hand!“ wiederholte die Dine streng.

Da streckte es zögernd sein Händchen hin.

Der Monteur ließ das Konrädcchen Karussell fahren, kaufte ihm allerlei Zuckerwerk, ohne daß ein Wort des Dankes über des Kindes Lippen kam. Den ganzen Nachmittag blieb es stumm.

Der Monteur hatte einen guten Zug. Gegen Abend war er beschwipst. In seiner Bierseligkeit hob er das Konrädcchen in die Höhe und wollte es küssen. Doch strampelte und schrie es dermaßen, daß er es wieder auf den Boden setzte. Sein Gesicht färbte sich dunkelrot. „Wart,“ brach er los, „ich treib' dir den Mohrkopf aus!“ Und gab ihm eine Ohrfeige, daß es flatschte.

Daheim in ihrer Kammer überlegte die Dine, wie ihre Ehe mit dem Gasemann ausfallen möchte. Er war ein Schaffer, ohne Frage. Aber er trank sich leicht einen Haarbeutel an und hatte dann rippsraps Feuer im Dach. Das Konrädcchen hatte einen Widermut gegen ihn. Wenn sie erst verheiratet waren — dessen war sie gewiß —, schlug er es grün und blau. Das Vorspiel hatte sie heut erlebt. Und wer bürgte ihr dafür, daß er sich nicht an ihr vergriff? Heiraten war schnell getan, die Reue kam nach. Kinder hatten oft einen guten Riecher. Noch war's Zeit. Warum sollte sie in ihr Unglück rennen? Lieber blieb sie für sich. Sie hob den Kopf und holte tief Atem. Krammenot, sie nahm ihn nicht! Das stand wie ein Pfahl. Sie fühlte sich mit einemmal leicht, als sei sie einem schlimmen Wagnis entronnen. Und das Konrädcchen? Daß sie an ihres Kindes Zukunft dachte, war ihre Pflicht und Schuldigkeit. Wie hatte die Frau Professor gesprochen? „Wir haben den Bub liebgewonnen. Wär's Ihnen recht, wenn wir ihn an Kindes Statt nähmen?“ Ja, sie hatten ihn liebgewonnen. Das gewährte sie alle Tage. Und daß sie sich's nur eingestand: der Bub war jetzt schon so funkel-

fein, daß er gar nimmer zu ihr paßte. Was sie von ihrem Lohn ihm zuwenden konnte, würde ihm nicht viel helfen. Wenn ihn die Professorseleute etwas Tüchtiges lernen ließen, wenn sie gar einen Studierten aus ihm machten, durfte sie nicht im Weg stehen, durfte sie nicht auf ihr Mutterrecht pochen. Ob's auch weh tat, sie zwang's nieder, verzichtete dem Kind zulieb.

Um andern Morgen sprach sie bei der Wäschfrau Becher vor und bat sie, dem Gasemann zu bestellen, daß aus der Heirat nichts werden könne.

Am selben Tag verkündete sie ihrer Herrin: „Ich hab' mir's überlegt. Ich will Ihnen das Konrädcchen lassen“.

„Das ist ja eine frohe Botschaft!“ rief die Frau Professor strahlend und holte gleich ihren Mann herbei. Der fragte die Dine: „Ist das Ihr Ernst?“

„Ja, Herr Professor, mein völliger Ernst“, sagte sie mit zitternder Stimme. „Und daß Sie's wissen, ich verlasse meinen Dienst. Ich hab' im Sinn, nach Frankfurt zu machen!“

Sie drangen in sie, sie dürfe nicht gehn. Sie aber blieb fest.

Als das neue Mädchen eingetreten war, packte die Dine ihre Siebensachen und ließ sie in aller Stille zum Bahnhof schaffen.

Der Professor hatte eine lange Sitzung gehabt, war spät zum Abendbrot gekommen. Das Konrädcchen hatte vorausgegessen und lag schon in seinem Bettchen. Die Dine öffnete leis die Schlaflustentür. Sie wollte ihr Konrädcchen noch einmal sehen. Ob es schon schlief? Sacht, es war wach! Jetzt faltete es die Händchen. Und betete laut:

Lieber Gott, behüte mich,
Schütz' meine Eltern gnädiglich,
Alle, die mir sind verwandt,
Behüte deine starke Hand!“

Die Dine meinte, das Herz müsse ihr brechen. Sie wandte sich ab. Ohne der Herrschaft Lebewohl zu sagen, schritt sie aus dem Haus.

*) Aus: *Wirren und Wunder. Novellen von Alfred Böck.* Verlag J. F. Weber, Leipzig. Die vorstehende Novelle mag unsren Lesern einen Begriff vermitteln von der volkstümlichen Erzählkunst des immer bekannter werdenden deutschen Roman- und Novellendichters und ihnen das Bändchen empfehlen — vielleicht besser als eine Rezension.

Vom Geschlecht der Meier.

Mit einer Stammtafel des Dichters Conrad Ferdinand Meier.

Von Bernard Fäßbind.

„Durch unsre Ahnen rinnt das Blut der Ahnen.“ A. Böttlin.

Stellt man die Deszendenz, die Nachkommenschaft einer bestimmten Person in einer Reihe von Generationen derart fest, daß sämtliche Nachkommen genannt werden, so weit sie den gleichen Familien- oder Geschlechtsnamen des Stammvaters tragen, so erhalten wir das, was man gewöhnlich Stammbaum nennt. Dabei ist es unerheblich, ob die Darstellung in Form eines natürlich gezeichneten Baumes oder als einfache Stammtafel erfolgt. Da die Familienforschung heute nicht mehr allein Selbstzweck ist, sondern auch den modernen Zwecken der Vererbungsforschung dient, sind neben den Angaben über Ort und Zeit der Geburt, Heirat und Tod auch Hinweise auf Quellen nötig, welche über das Äußere und über die geistigen Eigenschaften Kenntnisse vermitteln können. So erhält man einen Tatsachenkomplex, der als Grundlage für die Häufigkeitsuntersuchung ererbter Anlagen innerhalb einer durch den gleichen Familiennamen begrenzten

Sippe, kurzgesagt innerhalb eines Stammes dienen kann.

Einen Beitrag zu solchen Darstellungen zu liefern, ist der eine, daneben zur Förderung des Familiensinns beizutragen und zur Beschäftigung mit der Geschichte der eigenen Familie anzuregen, der andere Zweck auch der vorliegenden Arbeit.

* * *

Der im Mittelalter in allen deutschsprechenden Ländern besonders häufig vorkommende Name Maier, Meier, Meier, Maier usw., lateinisch Villicus, war die Bezeichnung für den Verwalter eines Hofes oder Weilers. Kaiser Karl der Große (768—814) umschreibt die Stellung des Meiers folgendermaßen: „Die Meier sollen durchaus nicht aus der Zahl der begüterten Männer gewählt werden, sondern aus dem Mittelstande und aus solchen, die treu sind. Es sollen diese Beamten nicht mehr Güter in ihrer Verwaltung und unter ihrer Aufsicht haben, als daß sie an einem Tage begehen und übersiehen können. Unsere Meier und Förster, Höhlen-